



Renate Fabel

Prinz Louis Ferdinand
und die Frauen

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Renate Fabel
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Söckchenzeit. Erinnerungen (25204)
Prinzessin Mizzi (25238)



Der Inhalt dieses Buches wurde auf einem nach den
Richtlinien des Forest Stewardship Council zertifizierten
Papier der Papierfabrik Munkedal gedruckt.

Originalausgabe

August 2006

© 2006 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung unter Verwendung eines Gemäldes von
Jean Laurent Mosnier (Stiftung Preußische Schlösser und Gärten
Berlin-Brandenburg/Gerhard Murza)

Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten

Gesetzt aus der Bembo 11/13

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN-13: 978-3-423-24538-8

ISBN-10: 3-423-24538-7

»Kein Mensch ist jemals in irgend einer Weise persönlich bedeutend und groß gewesen, ohne starke Sinnlichkeit; diese ist gleichsam das Lebensfeuer, welches alle anderen Eigenschaften des Geistes und Gemütes beweglich erhält.«

(Karl August Varnhagen von Ense)

Sechs Fuß hoch aufgeschossen,
Ein Kriegsgott anzuschauen,
Der Liebling der Genossen,
Der Abgott schöner Frau,
Blauäugig, blond, verwegen,
Und in der jungen Hand
Den alten Preußendegen –
Prinz Louis Ferdinand.

(Theodor Fontane)

Eine Liebe fürs Leben

Das Heldengedicht stand in meinem Lesebuch, gedruckt auf billigem, rauhem Papier. Das war so gegen 1950. Ich ging im thüringischen Rudolstadt, wohin es uns bei Kriegsende verschlagen hatte, in die Schule. Eigentlich war ich ja in Berlin geboren. Aber jetzt hatten wir uns eben notgedrungen im von den Russen besetzten Rudolstadt eingerichtet, hofften – wenigstens meine Eltern – irgendwann auf einen Sprung in den goldenen Westen. Meine Schwester und ich dagegen fühlten uns in der ehemaligen Residenzstadt, nur einen Katzenhüpfen von Weimar entfernt, ungeheuer wohl.

Wir rutschten auf sogenannten Käsehitschen den Schloßberg herunter, spielten rund um die Lutherkirche Verstekken mit bescheidenen Flüchtlingskindern und selbstbewußten einheimischen Sprößlingen – es gab damals durchaus Klassenunterschiede – bis zum Einbruch der Dunkelheit und noch darüber hinaus. Marianne und ich sangen und

tanzten mehr schlecht als recht im Landestheater, und – wir lasen. Lasen in jeder freien Minute, bis uns der Kopf brummte. In unserer romantischen Glasveranda, unter dem Birnbaum im Garten (»Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland . . .«), gegen den wir uns als gerade mal geduldete »Evakuierte« eigentlich nicht lehnen durften, und natürlich im Bett. Wir lasen sämtliche durchaus nicht immer für Zehnjährige geeigneten Romane aus der Stadtbibliothek, Krimis, die meine Mutter wer weiß wo auftrieb, und natürlich unsere Lesebücher hinauf und herunter. Für Gedichte beziehungsweise Balladen besaß ich ein besonderes Faible. »Belsazar« und »Die Füße im Feuer« waren meine Lieblingsgedichte, und »Die alte Waschfrau« (»Du siehst geschäftig bei den Linnen die Alte dort im weißen Haar, die rüstigste der Wäscherinnen«) konnte ich so schnell herunterrasseln, daß es meiner immer ein bißchen nervösen Mutter schwindelte.

Und dann stieß ich auf »Prinz Louis Ferdinand«. Es ist ein langes Gedicht, aber ich begnügte mich mit der ersten Strophe. Der Rest war mir zu militärisch, und die Liebe zum Reiten habe ich erst später entdeckt. »Blauäugig, blond, verwegen, und in der jungen Hand den alten Preußendegen . . .« Preußendegen, ja, das war es. Dabei fühlte ich mich so richtig als Preußin, was ich ja nach Meinung meiner pedantischen Schwester (sie war in Berlin nur getauft) nicht war. Sächsin wäre, wenn man die Vorfahren beider Elternteile betrachtet, angeblich richtiger gewesen.

Nein, ich war eine zehnjährige Preußin, und ich verliebte mich in den blonden Preußenprinzen, der – soviel hatte ich begriffen – viel zu jung und in voller Schönheit gefallen war. Louis Ferdinand – mein Märchenprinz. Meinen ersten Sohn wollte ich nach ihm benennen, wenn die Leute daraus auch sicher Ferdi oder gar Ferdl (mein Vater peilte München als nächsten Wohnort an) machen würden. Ich stellte ihn mir

mit seinen wehenden Locken, den blitzenden Augen vor, ich schwärmte für ihn, ich träumte von ihm. Und dann vergaß ich ihn, denn ein kastanienäugiger Schauspieler aus dem Landestheater hatte mich angelächelt. Er sprach schwäbisch, und ich fand das wundervoll.

Aber dann, viele Jahrzehnte später, erwachte sie neu, meine preußische Liebe. Wir, das heißt mein (bayerischer) Mann und ich, fuhren mit dem Auto nach Rudolstadt, um meine ehemaligen Mitschüler aus der Alleeschule zu treffen. Während ich, aufgeregt wie meine Mutter, chauffierte, wies mein Mann kurz nach Saalfeld mit seiner Zigarette nach rechts und sagte: »Da ist er gefallen, dein Preußenprinz.«

»Was?« gab ich zerstreut zurück, denn gerade hatte mich ein Lastwagen mit Saalfelder Nummer angehupt. Die Wessi-frau fuhr dem Ossi wohl zu zögerlich.

»Ja, Louis Ferdinand. Siehst du das Denkmal? Wir haben als Kinder von Franken aus einen Ferienaustieg hierher gemacht. Ich erinnere mich genau.«

Erst später kam ich auf das Thema zurück. »Warum hab ich nicht anhalten dürfen?« beschwerte ich mich. »Das hätte mich doch interessiert.«

»Weil du wieder einmal überfordert warst.« Die prompte Antwort.

Bei unserer nächsten Rudolstädter Fahrt zwang ich mich, nicht mehr überfordert zu sein, das heißt, sämtliche Huperei und Drängerei auf der überfüllten Landstraße zu ignorieren, und auch einen Blick nach rechts zu werfen. Und noch ein Jahr später brachte ich es sogar fertig, das Auto unvorschriftsmäßig zu parken und mir das Denkmal in sämtlichen Einzelheiten anzusehen. Es zeigte zu meinem Bedauern keine Büste des schönen, wilden Prinzen, sondern ähnelte mehr einem antiken Grabmal mit darin integrierter ebenfalls antiker Götterfigur. Die Inschrift lautet:

Hier fiel kämpfend für sein Vaterland
PRINZ LUDWIG V. PREUBEN
am X. October MDCCCVI

Warum Ludwig und nicht Louis Ferdinand? Und warum das Ganze so nüchtern? Er war doch der bevorzugte Neffe Friedrichs des Großen gewesen, ein unerschrockener Held, ein glänzender Geist, dazu ein Liebling der Frauen. Welche Erinnerungsstätte haben die ihm eigentlich gegeben? Nur ihr Herz oder genauso Briefe und Tagebuchaufzeichnungen? Von einer Sekunde zur anderen flammte meine alte Liebe wieder auf, und das mit meiner aktuellen, sehr lebendigen und eifrig paffenden an der Seite. Ich mußte mehr wissen über diesen Mann.

Noch am gleichen Nachmittag war ich auf der Heidecksburg, dem ehemaligen Residenzschloß in Rudolstadt, wo Louis Ferdinand die Nacht vor seiner tödlichen Verwundung verbrachte. Im sogenannten grünen Saal, mit einem Klavier neben dem Diwan, auf dem er, der Virtuose, bis zum Morgen wie verrückt gespielt haben soll. Dann hat ihn die Landesfürstin, eine besonders liebevolle Dame, voller Wehmut verabschiedet, als ahne sie sein Schicksal. Die letzte Frau, deren Hand er hielt. Das ist zweihundert Jahre her. Und wer waren all die anderen Frauen, die er geliebt, betrogen, verlassen, glücklich, unglücklich gemacht, jedenfalls mit Sicherheit nicht kalt gelassen hat?

Während der bemühte Schloßführer nur für mich ein herrliches, von Louis Ferdinand komponiertes Klavierkonzert durch den Festsaal rauschen ließ, schloß ich die Augen, fühlte mich dem Preußenprinzen ganz nahe. Er war nach eigener Aussage fast ein Leben lang unglücklich gewesen, wußte ich inzwischen. Weil seine Eltern ihn nicht liebten, weil er in Schulden fast erstickte, weil der so Hochbegabte niemals eine seinen Fähigkeiten entsprechende Aufgabe fand, weil er

sein geliebtes Preußen an Napoleon verloren sah. Und – noch einmal – was war mit den Frauen? In dieser Sekunde, als das Konzert mit einem genialen Schlußakkord zu Ende ging, beschloß ich, ein wenig Licht ins Dunkel zu bringen und mich dabei so nahe wie möglich an die Wahrheit zu halten. Ein abenteuerliches Unterfangen.

Hat Louis Ferdinand viel geliebt? Ja, er hat. Wie sein Adjutant Karl von Nostitz – voilà das erste Zitat, es werden noch viele folgen – notiert: »Man hat viel von des Prinzen verliebten Abenteuern erzählt. Auch hierin war er von den gewöhnlichen Söhnen der Erde verschieden und ein Titan. Er wahrte den Adel der Empfindung neben aller Frivolität in den Ausbrüchen des Temperaments. Leichtsinzig in der Liebe wie ein alter französischer Mousquetaire, konnte er auch für ein reineres höheres Verhältnis glühen.« Da hört man von französischen Emigrantinnen, einer polnischen Fürstin, einer niederländischen Adelligen, braven Berliner Bürgermädchen, Prinzessinnen aus der weit verzweigten Verwandtschaft, aber da gibt es vor allem die zwei großen Lieben seines tragisch kurzen Lebens: Henriette Fromme und Pauline Wiesel.

Doch es muß nicht immer ein erotisches Verhältnis sein. Gerade in seiner Jugend wurde Louis Ferdinand von drei Frauen aus der engsten Familie geprägt, auf kühl distanzierte wie auch auf sehr liebevolle Weise. Wahrscheinlich haben Mutter und Schwester, wie das meistens so ist, die Grundlage für sein späteres Verhalten gegenüber der Weiblichkeit gelegt. Und wenn ihn auch Neider und Intriganten – gegen die hatte der schöne Preußenprinz sein Leben lang zu kämpfen – einen verlorenen Menschen nannten, verteidigt ihn abermals Karl von Nostitz: »War aber der verloren, der bei Weibern, beim Zechen und in allem wilden Jubel der Jugend sich selbst nie verliert, der immer bleibt, was er ist?« Dem ist wohl nichts hinzuzufügen.

Mutter, Schwester, Tante

Als an einem besonders schönen Septembertag im Jahr 1755 Prinz Ferdinand (1730–1813), der jüngste und mit Sicherheit unbedeutendste Bruder von Friedrich dem Großen, die bildhübsche Markgräfin Anna Elisabeth Luise von Brandenburg-Schwedt (1738–1820) heiratet, ist das dem König nur recht. Zwar ist die Markgräfin Ferdinands leibliche Nichte, doch stört das den kinderlosen König nicht sehr. Er hofft, daß aus dieser Verbindung eine »ganze Völkerschaft hervorgehe«, wie er seiner Schwester Wilhelmine in einem Brief mitteilt. Vor allem männliche Nachkommen kann das Haus Hohenzollern wegen der hohen Kindersterblichkeit gut gebrauchen.

Ferdinand, der als einziger der Geschwister nach eigener Wahl heiraten darf (in alle anderen Eheschließungen mischte sich der König, nicht immer zur Freude seiner Brüder und Schwestern, kräftig ein, ja, befahl sie oft sogar, denn schließlich ging es um Preußens Zukunft), ist von seiner acht Jahre jüngeren und ausgesprochen bezaubernden Braut hoch entzückt. Während seiner ganzen Ehe läßt er sie nicht aus den Augen, folgt ihr auf Schritt und Tritt. »Verliebt in seine Prinzessin, ist er ohne Frage eifersüchtig auf sie und das verleiht ihm sein zerstreutes Aussehen, in dem die Fremden Dummheit sehen«, schreibt Graf Lehndorff, Kammerherr der Königin Elisabeth Christine, in sein Tagebuch. Und an anderer Stelle: »Am glücklichsten erscheinen Prinz Ferdinand und seine Gemahlin, sie bieten ein Bild wahrer Seligkeit dar.«

Dem Haus Brandenburg-Schwedt, einer Nebenlinie des Hauses Hohenzollern, eilt der Ruf voraus, erotisch sehr aktiv zu sein (was den König wohl dazu veranlaßt, auf viele Neffen und Nichten zu hoffen). Anna Elisabeths Vater jedenfalls, Markgraf Friedrich Wilhelm, macht diesem Kompliment alle Ehre. Er gilt als großer Schürzenjäger, trägt sicher nicht zu Unrecht den Beinamen der »tolle Markgraf«. Seine Frau hat es nicht leicht mit ihrem aufbrausenden Mann.

Einige Male, wenn seine Zornesausbrüche und außer-ehelichen Abenteuer zu heftig wurden, war sie sogar an den Hof ihres Königs geflüchtet. So muß es für die Tochter fast eine Erleichterung gewesen sein, den eher temperamentlosen, durch viele Krankheiten von Jugend an geschwächten Prinzen Ferdinand zu heiraten. Wie eine Mutter kümmert sie sich um ihn, wickelt ihn fürsorglich in Mäntel und Decken, paßt auf, daß er sich nicht immer wieder neu erkältet. Und sie ist es auch, die ihn dazu überredet, seine aktive militärische Laufbahn aus gesundheitlichen Gründen frühzeitig zu beenden. Anna Elisabeth Luise will den geliebten Mann bei sich zu Hause haben.

Doch der vom König und sicher auch von dem jungen Ehepaar gewünschte Kindersegen stellt sich nicht so schnell ein. Erst sechs Jahre nach der Hochzeit kommt der erste Nachwuchs auf die Welt, eine kränkliche Tochter namens Friederike, die nur zwölf Jahre alt wird. Inzwischen ist Ferdinand mit Familie und Hofstaat von Schloß Charlottenburg in das damals noch weit außerhalb von Berlin liegende Schloß Friedrichsfelde übersiedelt, wo er versucht, die glanzvolle Hofhaltung seines bewunderten älteren Bruders Heinrich in Rheinsberg nachzuahmen. 16 000 Reichstaler zahlt er für das Lustschloß mit prachtvollem Tanzsaal, Nebengebäuden, Gärten und Weinbergen, das Theodor Fontane einmal das »Charlottenburg des Ostens« genannt hat. Ein prachtvolles Anwesen, aber auch zugig und feucht. Man

hat die Wassergräben längs der Auffahrtsallee zu dicht an das Gebäude herangezogen. Nicht gerade ideal für das ewig kränkelnde Familienoberhaupt. Trotzdem besteht der Prinz pedantisch darauf, die Sommermonate hier zu verbringen, hält sich mit Brunnenkuren »über Wasser«, bis der gesamte Ferdinand-Clan dann pünktlich am 1. Dezember in den (viel gemütlicheren) Berliner Wintersitz am Wilhelmsplatz zurückkehrt. Mag sich die ruhige Lage und frische Landluft positiv auf die junge Frau ausgewirkt haben oder was auch immer – jedenfalls wird es nach acht weiteren Jahren (Anna Elisabeth Luise ist bereits einunddreißig) mit der »Völkerschaft« endlich wahr. 1769 kommt Friedrich Heinrich auf die Welt, ein Jahr darauf Luise, dann Heinrich, 1772 Friedrich Ludwig Christian, der später, weil es in der kronprinzlichen Familie ebenfalls einen Ludwig gibt, Louis Ferdinand genannt wird, danach Paul und 1779 schließlich das letzte der sieben, August. Doch nur vier der Kinder überleben.

Hat schon das ungewöhnlich lange Warten auf den Kindersegen für viel Klatsch und die verschiedensten Vermutungen gesorgt (vielleicht sind die Ehepartner doch zu eng miteinander verwandt), so wirken die nun plötzlich fast jedes Jahr eintreffenden Geburten auch wiederum sehr verdächtig. Man tuschelt kräftig bei Hof. Immerhin ist Prinz Ferdinand, der offizielle Vater, alles andere als ein kraftstrotzender Mann. Dauernd muß er wegen seines inzwischen schon chronischen Brustleidens behandelt werden, auch seine Laune wird von Jahr zu Jahr griesgrämiger, dazu kommt die fast pathologische Eifersucht. Ist er wirklich der Erzeuger aller sieben Kinder?

Die größten Zweifel tauchen bei der Geburt von Louis Ferdinand auf. Ein so prachtvoller, strahlender und ausgesprochen kräftiger Junge – unmöglich, sich den schwächlichen Prinz Ferdinand als Vater vorzustellen. Da kommt

schon eher der Adjutant des Prinzen, der junge Carl Graf von Schmettau (1743–1806), in Frage, der – pikantes Detail – gleichzeitig engster Vertrauter der Prinzessin ist. Nur Vertrauter? Genaues weiß man nicht, aber die Gerüchteküche zwischen Schloß Charlottenburg und Friedrichsfelde brodelt. Andererseits bleibt Schmettau der ganzen Familie bis zu seinem Tod in der Schlacht von Auerstedt (wenige Tage nach dem Tod Louis Ferdinands) eng verbunden. Als er sich einmal bei der Jagd durch Ungeschicklichkeit selbst schwer verwundet, sind alle in heller Aufregung. Wäre das auch der Fall gewesen, hätte Prinz Ferdinand nur den leisesten Schatten eines Verdachts gehabt?

Dann wieder munkelt man, Karl Wilhelm Ferdinand (1735–1806), Herzog von Braunschweig, sei womöglich der Vater von Louis Ferdinand. Natürlich hat auch der »prince charmant« später von den Gerüchten erfahren. So gibt es eine Notiz von Karl August Varnhagen von Ense, Ehemann der legendären Salondame Rahel Levin: »Der Prinz wollte nicht, daß Schmettau sein Vater sei, sondern der Herzog von Braunschweig. Aber mit Schmettau soll er die größte Ähnlichkeit gehabt haben.« Und an anderer Stelle: »Der Prinz Louis Ferdinand, der Prinz August und die Prinzessin Luise sind ganz unbezweifelt nicht die Kinder des Prinzen Ferdinand, sondern des Generals von Schmettau, der von dem Prinzen Ferdinand, unter Mitwissen Friedrichs des Großen, dazu auserwählt worden war, ihm Nachkommenschaft zu geben. Dem Prinzen Louis Ferdinand geben manche den Herzog von Braunschweig zum Vater, doch sagen andere, die Prinzessin habe von beiden, die ihr vorgeschlagen wurden, den Grafen Schmettau gewählt. Die regierende Familie bedurfte damals männlichen Zuwachses . . .«

Schmettau hatte dem König jedes Mal die Niederkunft der Prinzessin zu melden, und dieser sagte dem Boten die doppeldeutigen Worte: »Ich dank' Ihm für seine Mühe.«

Das letzte Mal aber fügte er hinzu: »Jetzt ist es genug«, und wurde so gut verstanden, daß keine neue Meldung mehr nötig wurde.« (Varnhagen von Ense) Und noch ein Hinweis auf den Adjutanten: War der alte Fritz, was allerdings ganz selten vorkam, schlecht auf die Kinder seines Bruders zu sprechen, lästerte er schon mal: »Cette maudite race de Schmettau.« Zu Schmettau hat Louis dann auch, wie sein späterer Adjutant von Nostitz in Magdeburg beobachtet, »aus Gewöhnung und Wahl ein besonderes Vertrauen«.

Die Taufe des »sunnyboy« Louis Ferdinand erfolgt in großem Stil. Alle Königshäuser Europas werden über das Ereignis informiert. Aus dem Ausland gratulieren Katharina II. von Rußland, Ludwig XV. von Frankreich, Georg III. von England, Gustav III. von Schweden, Karl III. von Spanien und – ganz besonders herzlich – die österreichische Kaiserin Maria Theresia, selbst vielfache Mutter und ganz nebenbei auch alte Erzfeindin des preußischen Königs (»der böse alte Mann«). »Wünsche zugleich aufrichtigst«, schrieb die Kaiserin, »daß der neu gebohrne Prinz zu Euer Maj. vollkommenstem Trost und Zufriedenheit, im besten Wohlstand erwachsen, und in einem so beglückten als langwierigen Lebens-Lauf sich eben erhalten möge . . .«

Friedrich der Große (1712–1786) ist der Taufpate. Bei der Festlichkeit, zu der er in allerbesten Laune erscheint, trifft er nach langer Pause wieder einmal mit seiner Frau, Königin Elisabeth Christine, zusammen. Dabei fallen die berühmten Worte: »Madame sind korpulenter geworden.« Auch sonst nimmt sich der eigenwillige Regent gewisse königliche Freiheiten heraus. Als seiner Meinung nach der Hofprediger Johann Peltre bei der Taufe, die gegen Mittag stattfindet, viel zu lange redet, läßt er den Täufling kurzerhand hinaus-tragen, um endlich an der festlichen Tafel Platz nehmen zu können, an der er sich glänzend unterhält. So geht der Knabe trockenen Hauptes aus seiner Taufe hervor.

Diesen Fauxpas korrigiert der König ein paar Jahre später, als nämlich Louis Ferdinands jüngster Bruder, August, getauft wird. »Dies Unrecht muß ich heute wiedergutmachen.« Mit diesen Worten gießt er dem erstaunten, inzwischen siebenjährigen Louis Ferdinand den ganzen Rest des Taufwassers über den blonden Lockenkopf. Der aufgeweckte Prinz pariert mit einer ebenso originellen wie wohlherzogenen Antwort, die dem König sehr gefällt. Von da an gilt Louis Ferdinand als sein Lieblingsneffe.

Stille Tage in Friedrichsfelde

Von wenigen Festlichkeiten abgesehen, verlaufen die Tage in Friedrichsfelde für die Kinder immer im gleichen Trott. Dabei ist der Fürstensitz gerade für Kinder ein Paradies mit seinem großen Park, zu dem ein Labyrinth, eine Fasanerie, eine Einsiedelei, Grotten, Tempel und später auch eine »Rousseau-Insel« gehören, außerdem gibt es Kavalier- und Damenhäuser, Ställe und das heute noch erhaltene, westlich des Schlosses gelegene Gebäude der Schloßküche. Besucher kommen nur selten, und wenn, sind es langweilige Offizierswitwen und gelangweilte Adlige, die auf benachbarten Gütern leben. Kinder tauchen so gut wie gar nicht auf. Gottseidank hat Louis Ferdinand wenigstens seine Schwester Luise und den Bruder Heinrich als enge Verbündete. Der jüngste, August, ist noch zu klein, um mitzuspielen, außerdem wird er von der Mutter so vorgezogen und verwöhnt, daß die anderen heftig darunter leiden. Um so mehr schließen sich die drei Großen zusammen. Ein unzertrennliches Trio.

Luise, die von ihrem Vater sehr geliebte Älteste, und ihr ein Jahr jüngerer Bruder Heinrich sehen sich sehr ähnlich, wobei Luise in ihren Erinnerungen darauf besteht, daß er der viel hübschere (wenn auch ängstlichere) war. Trotzdem ist die Ähnlichkeit so frappierend, daß sich die Mutter ein paarmal den Spaß macht, beiden Kindern Uniformen anzuziehen und sie auf Posten vor die Tür des Vaters zu stellen. Der muß dann raten, wer die Tochter ist.

Eine der wenigen originellen Episoden aus der Kindheit der Fürstenkinder. Sonst haben die drei nicht viel zu lachen. Mit Elternliebe werden sie – außer Luise von ihrem Vater, was wiederum der Mutter nicht paßt – schon gar nicht verwöhnt. Das liegt vor allem an der Zeit, in der besonders in aristokratischen Kreisen ein distanziertes Verhältnis zwischen Eltern und Kindern völlig normal ist. (So wußte der Soldatenkönig, Louis Ferdinands Großvater, wenn er schon mal mit seinen zahlreichen Söhnen und Töchtern zusammen war, nie, worüber er sich mit ihnen unterhalten sollte. Da kam er mit seinen »langen Kerls« schon besser zurecht.) Die Kinder haben vor allem zu gehorchen und den Eltern Ehre und Freude zu machen. Gefühle kommen, von Ausnahmen abgesehen, erst an zweiter oder noch späterer Stelle. Für die Erziehung und eventuelle Schwärmereien sind die Gouvernanten und Hauslehrer zuständig (die ihnen – die Schwärmereien und andere Gefühlsduseleien – gefälligst auszutreiben haben), vielleicht auch, wenn es sich gerade so ergibt, eine gute Freundin der Mutter oder ein unverheiratetes Familienmitglied. Übertriebene Zärtlichkeit oder gar Sentimentalität sind im strengen preußischen Erziehungskodex nicht vorgesehen.

Was nun die Kinder von Prinz Ferdinand betrifft, so ist ihre Mutter keine überschwengliche Frau. Das hat vielleicht mit der ständigen Sorge um ihren kränklichen Mann zu tun, auch kommt sie lange nicht über den Tod der ersten Tochter hinweg, jedenfalls erfahren die Nächstgeborenen nicht viel Liebe. Als zum Beispiel Luise geboren wird, hat Anna Elisabeth sehr auf einen Sohn gehofft. Der – Heinrich – kommt zwar ein Jahr später auf die Welt, aber er ist ihr zu schüchtern und ängstlich, und der nächste Sohn, Louis Ferdinand, »everybody's darling« mit seiner natürlichen Liebenswürdigkeit, seiner Tollkühnheit und dem unwiderstehlichen Charme, ist ihr fast unheimlich. So hat ein preußischer Prinz nicht zu sein.

Während sein Vater berühmt für seinen Geiz ist – selbst die kleinste Ausgabe wird in einem Haushaltsbuch vermerkt –, besitzt der Sohn, um nur ein Beispiel zu nennen, überhaupt kein Verhältnis zum Geld. Das macht der Prinzessin große Sorgen, sie zwingt sich, ihm gegenüber besonders streng zu sein. Und doch muß sie immer wieder erfahren, daß er armen Soldatenfrauen Geld zusteckt oder die Wachen vom Schloß mit warmem Essen aus der Schloßküche versorgt. Als man ihm sagt, daß seine Kinderfrau weggeschickt werden soll, bekniert er seine Mutter, auch weiterhin für sie zu sorgen. Frau Tilling selbst tröstet er: »Und wenn das, was du erhältst, nicht ausreicht, so komm nur des Abends und klopf an mein Fenster. Da will ich dir immer mein Taschengeld hinausreichen.«

Enfant terrible. Ein – für die damalige Zeit – viel zu großes Herz. Was seine Mutter veranlaßt, noch schärfer gegen ihn vorzugehen. Kurzentschlossen verbietet sie dem Dienstpersonal, irgend etwas von ihrem Sohn anzunehmen. Aber der weiß sich zu helfen. Als ein Wachsoldat verlegen ablehnt, sich Brot und ein Stück Braten zustecken zu lassen, denkt der kleine Prinz kurz nach. Dann meint er: »Er soll es auch nicht nehmen, ich stecke es Ihm in seine Patronentasche, dann sieht Er es nicht und hat es nicht genommen!«

Louis ist sich keiner Schuld bewußt. Schon als kleiner Knirps sieht er seinen Rang als Prinz als etwas Zufälliges an, ohne deshalb seine natürliche Würde aufzugeben. Als ihn die Mutter dann immer knapper hält, fängt er einfach an, sich Geld zu leihen, nicht etwa für sich, nein, um damit anderen zu helfen. Eine »Unsitte«, die ihm zur zweiten Natur wird und ihn später noch in größte Schwierigkeiten stürzen soll. Aber Louis Ferdinand kann nicht anders, er ist einfach so. »Ich wünsche wohl, einst jährlich eine Million zu meiner Disposition zu haben«, sagt er als Zehnjähriger zu einem